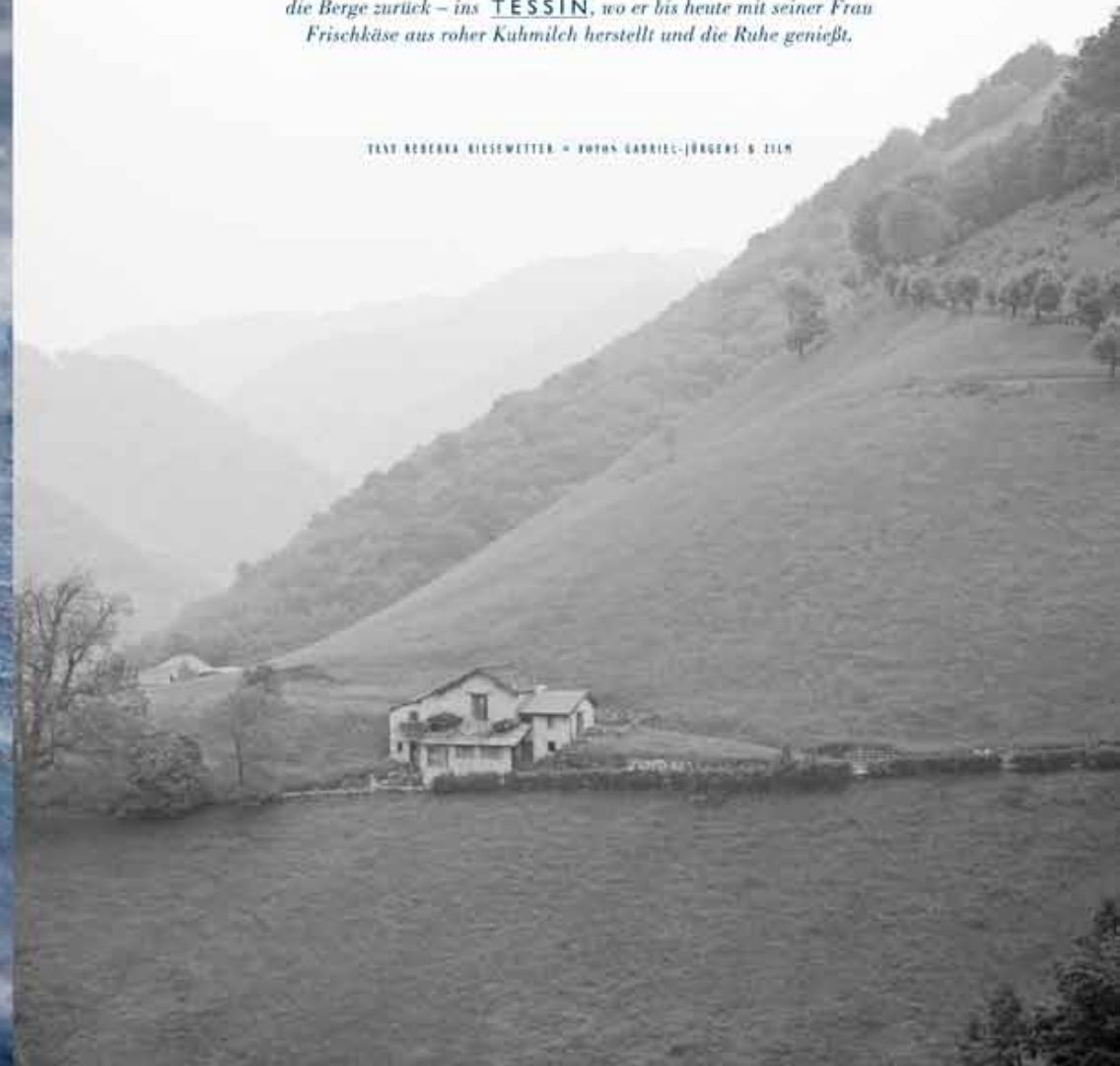




Von Bergen umgeben, das Meer im Blut

*Einst fuhr Aurelio Montorfano zur See, kam weit herum und arbeitete sich hoch bis zum Bootsmann. Nach 13 Jahren aber kehrte er in die Berge zurück – ins **TESSIN**, wo er bis heute mit seiner Frau Frischkäse aus roher Kuhmilch herstellt und die Ruhe genießt.*

TEXT REBEKA EISEWITZER • FOTO GABRIEL-JÜRGENS • FILM



An alle deutschen Leser: Der Röstigraben bezeichnet den Unterschied zwischen der deutschsprachigen Bevölkerungsmehrheit und der frankofonen Sprachgruppe der Schweiz, den Welschen. Er äußert sich ziemlich konkret im unterschiedlichen Abstimmungsverhalten in den Regionen und darin, dass die Welschen kein Deutsch und die Deutschschweizer kein Französisch sprechen. Sie unterhalten sich lieber auf Englisch, obwohl an ihren Schulen Deutsch respektive Französisch zum obligatorischen Unterrichtsstoff gehört. Gefühlt wird der Röstigraben auch: Das Wir und Ihr (als Deutsche und Welsche) ist meist stärker als das Wir gemeinsam (als Schweizer). Der Röstigraben ist tiefer als gedacht. Und länger als der San-Andreas-Graben. Er zieht sich durch alle Weltmeere. Denn: „Les Welschs, der Tschingg (der Tessiner) und die Dültschweizer – so war das auf dem Schiff. Der Röstigraben tat sich in der Besatzung auf. Außerdem war das zahlenmäßige Verhältnis der Sprachgruppen auf dem Schiff gleich wie an Land. Die Deutschschweizer und Welschen stellten die Mehrheit der Besatzung. Ich war meist der einzige Tessiner. Es gab ständig kleine Sticheleien, manchmal Streit zwischen uns. Aber gegenüber den anderen Mannschaftsmitgliedern, den Jugoslawen, den Italienern, waren wir die neutralen Schweizer“, erzählt Aurelio Montorfano. „Die Sprache auf dem Schiff? Schweizerdütsch, Französisch, Italienisch manchmal.“

Dazu muss man wissen: Die Schweiz hat eine maritime Handelsflotte. Die besteht seit dem Zweiten Weltkrieg. Sie war mal größer und wird kleiner. Aber immerhin: Im Jahr 2010 betrieben sechs Schweizer Reedereien insgesamt 38 Schiffe, die eine Tragfähigkeit von insgesamt einer Million Tonnen haben und damit auf dem 70. Rang der Welthandelsflotte liegen. Als Aurelio Montorfano in den 70er-Jahren anfing, zur See zu fahren, betrug der Anteil von Schweizer Bürgern unter den Seeleuten 62 Prozent. Seit 25 Jahren bereits wohnt Montorfano mit seiner Frau Agnes in Bruzella, im Tessiner Muggiotal, ganz unten am äußeren Rand, da wo die Schweiz dem Meer am nächsten ist. Sein Haus ist das einzige an der schmalen Straße im steilen Wald. Grün, ruhig, dunkel. Das Paar hat zwei Kinder, sie sind weggezogen; zehn Kühe, Hunde und kein Internet. Aurelio und Agnes machen Zincarlin, den für die Region typischen Frischkäse aus roher Kuhmilch. Die Form der Formaggini, der Käschen, wie Agnes und Aurelio sie nennen, erinnert an eine umgekippte kleine Tasse. „Bei uns passiert alles handwerklich. Wir haben das ganze Jahr hindurch Milch von gleicher Menge und Qualität. Darum produzieren wir im Sommer, wenn die Nachfrage groß ist, aber auch

im Winter, wenn sie geringer ist. Jeden Tag. Im Dorf Scudellate lebte früher ein alter Mann, der Formaggini herstellte. Wir haben ihn besucht, um von ihm zu lernen. Landleben und Jahreszeiten sind Stress genug. Wenn auch noch das Käsen zum Stress wird, höre ich lieber auf damit“, sagt er, der Bergler. Tiefe Stimme, grobes Schuhwerk, große Pranken, liebe Augen zwischen viel Haar und noch mehr Bart. Passt. Und wirkt, als wäre er schon immer da. Aber Aurelio hat mehr von der Welt gesehen als sonst einer in der Umgebung. Er ist 13 Jahre lang zur See gefahren.

„Früher, da hat man das aus Abenteuerlust gemacht. Auch ich. Ich wollte die Welt sehen. Frei sein. Aber wie? Ohne Geld? Also heuerte ich auf einem Schiff an.“ Der damals 22-jährige gelernte Geometer, Sohn eines Schreiners und einer Schneiderin, geboren in Castel San Pietro, einem Dorf ganz in der Nähe von Bruzella, war zuerst Decksjunge. Später Matrose, Steuermann, schließlich Bootsmann, Matrosenchef. Und dann: „Als ich noch zur See fuhr, lernte ich La Moglie, die Frau, kennen. Beim Heimaturlaub im Tessin. Am Anfang hat sie mir geschrieben; als ich am Seefahrts-College in Schottland eine Ausbildung angefangen habe, hat sie mich besucht; wir haben uns verliebt. Und deshalb bin ich im Valle di Muggio geblieben.“ Wegen der Frau also. „Das Aufhören war meine Wahl. Eine Entscheidung“, sagt Aurelio. Und auch: „Heute ist alles anders auf den Schiffen als in den späten 70er- und frühen 80er-Jahren. Seit der Eiserner Vorhang fiel, kommen billige Arbeitskräfte aus dem Osten. Die Jungen von hier suchen ihr Abenteuer auf andere Art; wer auf dem Schiff heute noch Schweizer ist, ist Kapitän.“ Fünf oder sechs von ihnen gibt es noch. Der Rest der Besatzungen, die unter Schweizer Flagge fahren: aus Chile, Indonesien, Italien, Jugoslawien, Bosnien, Kroatien, den Philippinen, Polen, der Slowakei, Slowenien, Spanien und der Ukraine. Aurelio würde wohl – hätte er sich nicht anders entschieden wegen der Frau – auch heute noch zur See fahren; trotz aller Veränderungen, die er zwar zur Kenntnis nimmt, aber nicht gerade begrüßt.

Von freien Entscheidungen, wie der, im Tal zu bleiben, spricht Aurelio überhaupt viel. Auch wenn er über seine Tattoos redet. Auch sie eine bewusste Wahl. Keine Seefahrerromantik, kein Gruppenzwang, keine betrunkenen Aktionen. Das größte von allen: ein Kreuz mit einem Jesus auf dem Rücken. „Ich bin nicht sehr gläubig. Aber ich habe es für meine Mutter gemacht. Sie war so besorgt, wenn ich rausgefahren bin. Sie hat mir immer gesagt, ich solle einen Rosenkranz bei mir tragen und eine Kette mit Kreuz um den Hals legen. In Hongkong habe ich dieses Motiv gese-





hen und es stechen lassen. Es ist mein Schutzengel, ist immer da; ich kann es nicht ausziehen wie eine Halskette. Meiner Mama habe ich nie von dem Tattoo erzählt.“ Den linken Arm schmücken Palme und Adler, gestochen in San Francisco, das gleiche Motiv trägt ein Freund, ein Schweizer Matrose auch er, rechts.

Aurelio Montorfano sitzt am Küchentisch und zeigt Fotos, die auf See entstanden sind: Bilder von Häfen und Gewässern und Küsten. Er hat sie säuberlich in Bücher eingeklebt. Er ist auf Frachtern der Lausanner Reederei Suisse-Atlantique Société de Navigation Maritime S. A. gefahren. „Ich wusste nie, wohin die nächste Reise geht. Die Reederei hat mich jeweils per Telegramm benachrichtigt und an die Orte geflogen, an denen das Schiff lag.“ Die Reisen auf immer anderen Routen dauerten zwei bis vier Wochen: nach Asien, Afrika, Süd- und Nordamerika. „Kanada war jedes Mal wieder eindrucklich, und Südamerika hat mir besser gefallen als Asien. Die Deutschschweizer aber mochten die Philippinen besonders gern, die Welschen Brasilien.“ Transportiert wurde in den Frachträumen (heute sind es vorwiegend Container) alles: Kohle, Elektrogeräte, Mais, Getreide, Maschinen, Fahrzeuge, Kaffee, Petrol. „In den Häfen sind wir jeweils ungefähr eine Woche lang geliehen“, erzählt Aurelio. Einmal aber, in Saudi-Arabien, lag sein Schiff vier Monate lang vor den Hafentoren auf offener See. Durch den Importboom der Ölländer, die plötzliche Warenflut in den 70er-Jahren waren die Häfen vom Golf bis nach Westafrika verstopft; die zumeist veralteten Abfertigungssysteme und Löschanlagen waren den Gütermengen nicht gewachsen, Ladungen wurden über Bord gekippt. Aurelios Schiff blieb. An Bord wurde das Essen knapp. Man trank das rationierte Wasser. Auch in Kriegsregionen wie Angola blieben Schiffe monatelang liegen. Wer unter Schweizer Flagge fuhr, wurde oft als Vermittler gebraucht.

Nervenaufreibend: mit so vielen Leuten auf so kleiner Fläche so lange eingesperrt zu sein. War es für einige auch, sagt Aurelio. Viele hätten es nicht ausgehalten. Für ihn sei die Isolation nie ein Problem gewesen. „Das Leben auf See hat eine gewisse Monotonie, die Maschine geht stetig; all das Wasser um einen herum. Tagsüber hat man immer zu tun. Zumindest wenn das Wetter gut ist. Ist es schlecht, kann man an Deck nicht arbeiten, die Enge wird spürbar.“ Früher

gab es an Bord weder TV noch Internet. Eine Qualität, findet Aurelio: „Ich war viel mit mir allein. Heute sitzen wohl alle nur in ihren Kabinen am Computer – ich habe gelesen. Und den Rest der Zeit gemeinsam mit den anderen verbracht. Klar, in den ständig neu zusammengefühten Besatzungen gab es mal bessere und mal schlechtere Konstellationen. Aber die Momente der Gemeinsamkeit waren etwas vom Schönsten während der ganzen Zeit auf See.“ Aurelio zeigt mehr Fotos. Eine Faschingszeremonie? Nein, eine Seetaufe, eine Prozedur, der neue Matrosen unterzogen werden, sie müssen – geleitet von einem als Neptun verkleideten Mannschaftskollegen – Mutproben bestehen, werden bis zur Erschöpfung angetrieben. Raue Sitten.

„Heute ist alles anders auf den Schiffen als in den späten 70er- und frühen 80er-Jahren. Wer auf dem Schiff heute noch Schweizer ist, ist Kapitän.“

Aurelio erzählt auch von den Festen an Bord, den Grillabenden an den freien Samstagen. Sind denn auf den Reisen auch Freundschaften entstanden? Natürlich, sagt Aurelio. Mit Welschen, Italienern. Viele seien inzwischen gestorben.

Einmal im Jahr fährt Aurelio zum Treffen mit den Mitgliedern der Suisse-Atlantique Société de Navigation Maritime nach Genf oder Lausanne. Und im Urlaub? Reist er ans Meer? Es ist schließlich nur zweieinhalb Stunden Fahrtzeit vom Valle di Muggio entfernt. „Ich mache keinen Urlaub“, sagt Aurelio, so als sei das die offensichtlichste Sache der Welt. „Ich habe Tiere, eine Frau, wir können nicht weg; wir müssen jeden Tag Käse machen. Wir gehen auch beide nicht gern einkaufen oder nach Chiasso; wir brauchen und suchen keine Gesellschaft. Ich spüre keine Einsamkeit.“ Die Berge und die feuchte grüne Stille des Tals werden Aurelio nicht zu viel. Und dennoch: Überkommt sie ihn nie, die Sehnsucht nach dem Meer? „Ich lese, um zu reisen. Alles. Die Bibel, Sachbücher, Romane. Schweizer Autoren wie Max Frisch, Engländer, Amerikaner, Franzosen. Auch Südamerikaner wie Gabriel García Márquez.“

„Luis Rengifo era un marino completo. Había nacido en Chocó, lejos del mar, pero llevaba el mar en la sangre.“ (Luis Rengifo war ein vollkommener Seemann, er wurde in Chocó geboren, weit weg vom Meer, aber er hatte das Meer im Blut.) Das schrieb García Márquez in der Erzählung „Relato de un naufragio“ – Bericht eines Schiffbrüchigen. Das Gleiche gilt wohl für Aurelio Montorfano: Wer das Meer im Blut hat, kann zur See fahren, muss aber nicht. Denn wer den Ozean in sich trägt, muss ihn nicht dauernd um sich herum haben.

